

Kirche und Theater: Angels in America

Um das Fazit der „Angels in America“ vorwegzunehmen, liebe Gemeinde: Es gibt keine Engel in Amerika. Sie sind Hirngespinnste. Es gibt nur Menschen, die verlassen werden, andere verlassen, bisweilen von allen guten Geistern verlassen sind. Es gibt nur Verlierer und Verlorene, die sich durch ihr Unglück halluzinieren. Es gibt nur Wahn und Einsamkeit im New York der frühen achtziger Jahre: Der aidskranke todgeweihte Prior wird von seinem Geliebten verlassen. Ein anderer verlässt seine Frau, weil er Männer liebt. Ein dritter ist ein schwuler Schwulenhasser. Die unter der neuen tödlichen Seuche AIDS sich windende Stadt liegt im Delirium. Sie ist ein Kosmos der Verlogenheit und Verlorenheit. Man ist schier überwältigt von der Fülle der Themen, von dem Feuerwerk der Bilder und Anspielungen, von dem Panoptikum religiöser Symbolik. Die Handlung für einen Nicht-Zuschauer zusammenzufassen, ist ein unmögliches Unterfangen. Man muss es aber auch gar nicht, denn es ist mehr Stückwerk als vollendetes Ganzes; und genauso ist die Musik dieser so gar nicht melodischen Oper, ein Gesang wie eindringliches Sprechen, eine Collage von Tönen und Geräuschen.

Es ist dies ein Passionsspiel in säkularer Gestalt, ein Spiel über Leiden und Leidenschaft, ein Drama von Heil und Erlösung, Sünde und Weltgericht, Himmel und Hölle. HEAVEN prangt in großen, aber defekten Leuchtbuchstaben in der Mitte der Bühne, darunter ein schmuddeliges Pissoir, wo die Liebes- und Lebenshungrigen sich das tödliche Virus holen. Auf der linken Seite ein Waschsalon. Auf der rechten ein Schnellrestaurant. Fertig ist das Triptychon. Daran erinnert mich das Bühnenbild, an ein Triptychon. Es erinnert an jene dreiflügeligen Altäre, auf denen die alten Meister Motive von Himmel und Hölle malten. Ich entdeckte in ihm Hieronymus Boschs Triptychon „Das Weltgericht“ und möchte Sie mitnehmen auf Entdeckungsreise.

Als Bosch sein Gemälde von Himmel und Hölle um das Jahr 1500 malte, waren die Menschen in den Klauen einer anderen Seuche, der Pest. Und sie waren gefangen in einem anderen Verfolgungswahn, dem Hexenwahn. Scheiterhaufen brannten, und es braute sich zusammen, was sich ein paar Jahre später mit Gewalt in der Reformation entlud. Es waren ebenfalls Zeiten der Verzweiflung, in denen Bosch seine Bühne für das apokalyptische Drama

der Welt malte. Sein Bild erscheint wie die geniale Ausgeburt des infernalischen Wahnsinns. Und zwar unter dem Symbol des Regenbogens. Als Zeichen der Schwulenbewegung für bunte Toleranz fehlt er auch bei den „Angels“ nicht. In der christlichen Bilderwelt steht er für den Bund Gottes mit den Menschen. Nach der Sintflut, die alles Leben vernichtete, leuchtet er Gottes unbedingten Willen aus, dass die Welt Zukunft und Leben haben soll. Er spannt Gottes Versprechen über die Erde „Nie wieder.“ Nie wieder soll die Welt im Chaos vernichtet werden, nie wieder sollen die Urfluten der Zerstörung über sie hereinbrechen. Das ist nicht das Versprechen des Paradies, das ist nicht die Garantie einer heilen Welt, aber es ist die Bedingung der Möglichkeit für ein friedliches und befreites Leben. Der Regenbogen ist Gottes Zeichen gegen die Fundamentalisten, die den endzeitlichen Kampf ausrufen und Weltuntergangsszenarien entwerfen. Es ist ein Widerwort gegen die Hoffnungslosigkeit, die die Welt zur Hölle fahren lässt.

Doch es gibt Zeiten, da wird das Zeichen des Regenbogens farblos. Da wächst die Lust an Untergangsvisionen, da wird die Gegenwart zum Totentanz und die Zukunft verächtlich gemacht. Es sind Zeiten, in denen Angst und Gewalt und Wahn sich immer weiter gegenseitig aufschaukeln und ihre eigene Dynamik der Vernichtung erschaffen. Kennen wir das?

Die Zeit, in der „Angels of America spielt, war jedenfalls so eine. Es gab einen amerikanischen Präsidenten, der mit dem atomaren Feuer spielte und vom nahen Harmageddon schwadronierte, der endzeitlichen Schlacht zwischen Gut und Böse aus der Offenbarung des Johannes. Reagan sah sich, wohl überflüssig das zu erwähnen, auf der Seite des letztlich obsiegenden Guten. Die Zeit, in der Bosch malte, war ebenfalls eine Zeit des Wahnwitzes und der Verzweiflung. Auf dem Regenbogen, over the rainbow gewissermaßen, thront Boschs Christus über einem Universum des Verderbens, über einer Welt, die im Untergang begriffen ist. Engel auch hier. Aber sie sind keine Helfer, auch nicht die persönlichen Schutzengel. Bei Bosch sind sie Engel der Apokalypse, die ihre Posaunen blasen.

Hieronymus Bosch lässt die Welt im Chaos versinken. Unten findet das große Morden und Meucheln statt, und oben drüber sitzt Christus unberührt auf dem Regenbogen wie auf einer Schaukel. Der Kontrast ist atemberaubend. Der Himmel hängt wie eine Seifenblase aus

idyllischen Farben über der Erde, die zur Hölle geworden ist. Der Himmel ist hermetisch abgeschlossen, er ist bedeutungslos geworden, er hat einen Funktionsdefekt, könnte man sagen. Der Weltenrichter thront in seiner frommen Blase, umgeben von seinem heiligen Personal und hat mit der schwarz-finsteren Unheilswelt nichts zu tun. Es gibt keine Berührung. Christus hält nichts auf, er schaut nur unbeteiligt zu – nein, nicht einmal das tut er. Er sieht gar nicht, was unter ihm geschieht. Von ihm kommt keine Rettung. Die unerbittliche Verwüstung, das apokalyptische Brennen und Sterben, die orgiastische Zerstörung nimmt unten ihren Lauf, und der Erlöser schaukelt auf dem Regenbogen. Man möchte den Apathischen schütteln und von seiner Regenbogenschaukel zerrren und wie im Lied des Friedrich Spee schreien: O Heiland, rei die Himmel auf, herab, herab vom Himmel lauf!

Ist so ein Bild der Gipfel der Hoffnungslosigkeit, die alles den Bach runtergehen lässt? Oder ist es der Gipfel heiligen Zorns über einen Gott, der nicht zu gebrauchen ist, weil er nicht hilft? Ist es also religiöse Depression, oder ist es gläubiger Protest in einer Welt, die im Chaos untergeht? Manchmal ist beides nah beieinander. In unserer Oper klingt dieses Erleben der Gottesferne so: „Gott – Er kommt nicht zurück. Man sollte den Bastard vor Gericht bringen dafür, dass er weggegangen ist.“

Die Frage, ob Gott da ist oder nicht, ist ja keine erkenntnistheoretische Spielerei, kein Gedankenexperiment. Die Erfahrung, dass Gott nicht da ist, ist nichts anderes als das Leben als absolut sinnlos zu erleben, an der totalen Ausweglosigkeit des Unheils zu verzweifeln und erschüttert zu werden vom universalen Zugriff des Bösen nicht nur auf das eigene Leben, sondern auf alle Bereiche der Welt. Die Gottesferne, die in den Angels in America und von einem Hieronymus Bosch vor Augen gestellt wird, ist gewiss nicht die banale Behauptung „Es gibt keinen Gott“. Es gibt einen arroganten Atheismus, der das selbstzufrieden feststellt und darüber die Welt zum Teufel gehen lässt. Die Frage nach Gott ist nicht die Frage, ob man an „jenes höhere Wesen, das wir verehren“ (Formulierung von Heinrich Böll in „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“) glaubt. Gottesabwesenheit bzw. Gottesferne sind die Erfahrungen des Menschen, der nicht mehr aus noch ein weit und gar nicht mehr weit, ob er glauben kann oder nicht, ob er hoffen darf, oder nicht. Wenn Menschen fragen, ob es Gott gibt, fragen sie im Angesicht all des sinnlosen Leides, ob das Leben dennoch Sinn hat; fragen sie

angesichts ihrer Entwürdigung, ob sie dennoch Würde haben. Genauso wichtig wie eine Antwort zu finden, vielleicht sogar wichtiger, ist, dass diese Frage nicht verstummt in der Welt: „Gott, wo bleibst du?“

Im zweiten Teil der Oper stehen die Zeichen auf Weltuntergang und alles im Zeichen der nahenden Apokalypse. Im leeren Bühnenraum stehen Krankenbetten, in denen unglücklich gevögelt und verzweifelt auf den einsamen Tod gewartet wird. Da erscheint dem verlassenen, todkranken Prior ein Engel. Er verkündet, dass das „Große Werk“ beginnt und reicht Prior das Prophetenbuch zum Lesen. Prior, in sein erbärmliches Krankenhaushemdchen gehüllt, steigt auf einer Art Jakobsleiter hinauf in den regenbogenbewährten Himmel. Dort erhält er von den Engeln den Auftrag der Prophet zu sein, der die Welt rettet. Es ist gewissermaßen die Einladung in Boschs Bild zu steigen und sich an die Stelle seines Christus zu setzen.

Nun ist sie da, die Chance es anders zu machen, selbst einzugreifen und das Unheil abzuwenden. Nun ist sie da, die Chance, die verfluchte nackte irdische Ohnmacht hinter sich zu lassen. Nun ist die Möglichkeit da, der Richter „over the rainbow“ zu sein. Oder ist das eben nur die kranke Illusion im Delirium eines Todgeweihten? Ist es die ultimative Allmachtsphantasie auf der Flucht vor der Ohnmacht des Sterbens? Prior jedenfalls lehnt den Auftrag ab, und zwar mit bemerkenswerten Worten:

„Ich habe so furchtbare Zeiten durchlebt, und es gibt Leute, die noch viel, viel Schlimmeres durchleben, aber ... Trotzdem siehst du sie am Leben. Wenn sie auch mehr Geist als Leib sind, mehr Wunden als Haut, wenn auch Fliegen Eier in die Augenwinkel ihrer Kinder legen, leben sie. Wenn ich nirgendwo Hoffnung finden kann, dann ist es das; das ist das Beste, was ich tun kann. Ich will mehr Leben!“

Das ist die Kündigung jeglicher Metaphysik und die Auflehnung gegen jeglichen religiösen Trost. Es gibt keine Engel. Jenseits des Regenbogens ist ein Wolkenkuckucksheim. Es gibt nur dieses irdische Leben. Und dieses irdische Leben geht über alles, es ist der höchste Sinn und Zweck. Mehr Leben und keine einsamen Tode sterben. Auch noch im elendsten Leben ist es dies, worum es geht. Keine himmlische Hoffnung, keine höhere Offenbarung. More Life, sonst nichts. Nicht auf Heilsbringer warten und auch selbst keiner sein wollen. Keine

Fluchten in kindische Phantasien. Dieses Leben nehmen und ihm Leben geben bis zum Ende. Illusionslos. Mehr nicht. Mehr nicht, denn das ist viel, das ist das Höchste und Beste. Das Buch der Prophetie wird geschlossen. Es gibt nur das Leben hier und jetzt.

Bravo! möchte man rufen. Bravo für so viel Ehrfurcht vor dem Leben. Nicht vor einem idealisierten, religiös überhöhten Leben, sondern vor diesem Leben, das auch noch Leben ist und Würde hat, wenn die Fliegen ihre Eier darauf ablegen. Das auch noch seinen Sinn und Stolz hat, wenn es todgeweiht und verunstaltet ist. Respekt vor so viel kompromisslosem Festhalten am Wert des Lebens, das keine frommen Fluchten durchgehen lässt.

Ich sehe den Schluss des Stücks trotzdem mit zwiespältigen Gefühlen. Ist es nicht am Ende doch Resignation. Ist es am Ende nicht doch der Rückzug in das eigene private Leben, dem man möglichst viel Leben abtrotzen will. Ist es nicht der Verzicht auf Weltgestaltung, wenn das Buch der Prophetie zugeschlagen und die Berufung zum Propheten abgelehnt wird? Ist es nicht überhaupt eine Karikatur des biblischen Propheten, die hier geboten wird?

Ja, das ist sie. Denn ein Jesaja, ein Jeremia, ein Ezechiel, um die drei größten zu nennen, auch ein Jesus von Nazareth, der sich in ihre Tradition stellte – sie waren alles andere als Weltflüchter und Himmelstürmer. Ihr Versuch der Weltrettung war keine von kindlichen Phantasien geschwängerte Illusion. Propheten werden im allgemeinen Sprachgebrauch wie Wahrsager mit übersinnlichem Wissen gehandelt, ein bisschen in der Nähe zur Hellseherei in der Glaskugel. Aber das ist ein Irrtum. Prophetie ist nach dem Verständnis der Bibel mehr als die Ankündigung zukünftiger Ereignisse. Propheten sind keine Wahrsager, sondern Männer und übrigens auch Frauen, die die Wahrheit sagen. Das ist ein Unterschied. Gewiss kündigen sie auch Zukunft an, unheilvolle meist. Mit dem Ziel aber, dass diese unheilvolle Zukunft aufgehalten wird und eben nicht eintritt.

„Nur ein Zurückdrehen der Uhr kann die Welt noch retten“, sagt einer der Angels. Das denken und wünschen sich im Moment viele. Sie möchten die Uhren zurückzudrehen, die Zeiger anhalten und auf dem Zifferblatt zurückzusetzen, um die unheilvolle Zukunft aufzuhalten. Sie wollen eine Rolle rückwärts in der Gesellschaft. Zeiger zurück: zurück in eine gute alte Zeit, in der die Verhältnisse übersichtlich waren und die Gesellschaft einheitlich

und die Normen verbindlich. Aber das ist nicht Prophetie, das ist Idiotie. Nein, es stimmt nicht. Man rettet die Welt nicht, indem man die Uhren zurückdreht. Wer die Uhren zurückdreht, hält damit nämlich den Fortgang der Zeit nicht auf. Er macht sich nur etwas vor. Er macht sich vor, dass es erst acht Uhr am Morgen ist, und fragt sich am Mittag, warum die Glocken läuten. In der Zeit muss man bleiben und in ihr das Notwendige tun und sich nicht bang machen lassen.

Wenn Propheten warnen, was zukünftig kommen wird, drehen sie nicht die Uhren zurück, sondern sie läuten die Glocken zum Aufwecken aus dem Schlaf. Sie wollen warnen, was kommen wird, wenn man nichts an den gegenwärtigen Zuständen tut und die Augen vor der Gefahr schließt. Sie haben keine Freude an der Ankündigung der Apokalypse, nein, sie sind selbst ja Leidende, sie sind selbst Gewaltopfer. Sie sind Misshandelte und Inhaftierte und Gefolterte. Die biblische Prophetie hat ihren Ursprung in Unrechts- und Gewalterfahrungen. Propheten sind keine abgehobenen Gerechtigkeitstheoretiker, die irgendwo auf Wolke sieben sitzen. Sie sind aber auch keine, die ihr Opfersein und ihre Erlebnisse gedemütigt zu werden zum Anlass nehmen, gegen andere Schwache zu treten. Sie sind Menschen, die die Gewalt ringsum nicht mehr aushalten und etwas gegen sie unternehmen. Sie sind Leute, die aktiv werden statt sich nicht ins Private oder Spirituelle oder in die Wellnessoase zurückzuziehen. Auch sie klagen darüber, dass Gott so fern ist, und sie flehen sein Eingreifen herbei, nicht selten vergeblich. Aber Gottes Ferne, so sehr sie auch an ihr leiden, ist ihnen nicht Entschuldigung dafür selbst abseits zu stehen, wo man etwas sagen oder tun muss.

Einem todkranken Prior kann man gewiss nicht sagen, er solle gefälligst aus seinem Bett aufstehen und den Prophetenjob machen. Das wäre zynisch. Dann würde man denen gleich, die an Jesu Kreuz vorübergingen und spotteten: Steig doch herab vom Kreuz und hilf dir selbst, dann wollen auch wir glauben.

Dennoch, es braucht Propheten, bitter nötig. Ich wüsste in der Bibel keinen, der sich darum gerissen hat es zu werden, als er die Berufung in sich spürte. Ich bin zu klein. Ich bin zu jung. Ich kann nicht gut reden. Ich bin krank. Ich bin aus der falschen Familie. Die Gründe kein Prophet, keine Prophetin sein zu wollen, sind zahlreich. In unserer Zeit ist der persönliche Schutzengel beliebter als Gott. Das liegt vielleicht daran, dass die Zeiten rauer werden und man sich immer schutzbedürftiger fühlt. Aber es ist auch regressiv. Etwas bissig ausgedrückt,

könnte man in Einklang mit unserem Stück ein Zeichen für eine kollektive Halluzination darin sehen, eine Flucht und Rückzug vom Prophetischen. Unsere Kirche hat sich unter der Berufung auf ihren so genannten Markenkern seit den neunziger Jahren von der prophetischen Aufgabe zurückgezogen. Sie ist gerade dabei sie wieder zu entdecken. Wenn uns das ohne den Unterton von Moralismus, Selbstgerechtigkeit und Besserwisserei gelingt, ist das etwas Hoffnungsvolles. Dass Politiker neuerdings wieder fordern, die Kirche solle sich aus der Politik heraushalten, ist jedenfalls in meinen Ohren eher eine gute Nachricht. Propheten braucht es, nicht große heilige, sondern kleine alltägliche. Keine allmächtigen Himmelsstürmer, wie gesagt, aber wahrhaftige Frauen und Männer, denen nur ihr privates Glück und persönliches Leben nicht genug ist. Menschen, die die Welt nicht zum Teufel gehen lassen, sondern an einen neuen Himmel und einer neuen Erde glauben. Menschen, die Gott aus dem Himmel schütteln, damit er zur Erde kommt. Daniel Berrigan, der vor zwei Jahren verstorbene amerikansiche Jesuit und unbeirrbar Friedensaktivist, hat wunderbar ausgedrückt, wie man sich das Prophetische vorstellen muss. Er sagte einmal: „Meine Hoffnung steckt in meinen Beinen und in meinem Hintern.“ Und er meinte, wenn man beide hochkriegt und sich ans Werk macht, dann kriegt auch die Hoffnung Auftrieb, dann gewinnt man die Überzeugung, dass das Leben Sinn hat und was man tut, zum Guten führt. Zu mehr Leben im Leben. More Life!

Silke Niemeyer, 18. März 2018